

# Der Aufruhr in der Türkei.

Was nach dem völligen Zusammenbruch der militärischen Disziplin in der Türkei beinahe selbstverständlich erschien, ist nunmehr eingetroffen: der „Offiziersverband zur Rettung des Vaterlandes“ bedroht die Kammer und damit natürlich alle verfassungsmäßigen Rechte. Der „Offiziersverband“ (neue Militärliga) hat sich an seinen Erfolgen berauscht. Weit entfernt, sich mit dem von ihm erzwungenen Rücktritt des beliebigen Kriegsministers Mahmud Schewket-Baicha und mit dem dann erzielten Sturz des ganzen Kabinetts Said-Poichas zufrieden zu geben, verlangt er jetzt unbedingt

## sofortige Auflösung der Kammer,

und da alle diesbezüglichen Telegramme an die Regierung ohne Erfolg geblieben sind, verfiel man auf ein eigenartiges Mittel. Bei dem Präsidenten der Kammer erschien ein Offizier, der einen Drohbrief hinterließ, der nur einen Stempel mit der Aufschrift „Gruppe der Offiziersdekreter“ trug und folgenden Wortlaut hatte: „Nach so vielen schlechten Taten, die Ihr im Komitee sowie in der Kammer begangen habt, hat unsre Liga von Euren Schritten und Intrigen erfahren, die Ihr beim Sultan unternommen habt. Diese Taten verdienen

## die schwersten Strafen.

Aber da wir uns nicht mit schmutzigem Blut beslecken wollen, so halten wir es für notwendig, Euch zu benachrichtigen, daß Ihr beweihräuchert, daß Ihr nicht aufhalten, sondern erleichtern wollt die Erfüllung des dringendsten Wunsches der Nation und der Armee, nämlich die Auflösung der Kammer oder vielmehr des Stuzs, dieses Teufels. Wenn Ihr nicht schnellstens so handelt, so benachrichtigen wir Euch, daß wir unsre patriotische Pflicht vollständig erfüllen werden.“ Die Kammer, in der die besten türkischen Männer versammelt zu sein schienen, tat das Klügste, was sie angesichts der

## drohenden Revolution

tun konnte: sie erklärte sich für eine ununterbrochene Sitzung, um so die Rechte der gewählten Vertreter des Volkes gegen die Offiziere zu wahren. Die Verlesung des Briefes in der Kammer rief unbeschreibliche Szenen hervor. Verschiedene Redner sprachen der Offiziersliga ihre Verachtung aus. Der Vorsitzende der jungtürkischen Partei erklärte, es sei noch nicht dagewesen, daß ein türkischer Offizier Drohbriele ohne seinen Namen schreibe und er schloß: „Da der Feind vor den Toren der Hauptstadt steht, darf die Armee ihr Schwert nicht gegen uns kehren. Die Kammer stärkt den Tod nicht! Wir werden

## siegen oder sterben.“

Und einstimmig wiederholten die Kammermitglieder: „Wir werden alle sterben.“ — Die Regierungsmitglieder scheinen sich des ganzen Ernstes der Lage nicht bewußt zu sein, wenigstens klingt die Erklärung des Kriegsministers vor der Kammer sehr zurechtwärtig. Er sagte u. a.: „Ich bedaure den Zwischenfall, aber seit Einführung der Verfassung sind solche Bluffs häufig vorgekommen. Nach dem Offizier, der den Brief zurückgelassen hat, wird gesucht, und natürlich wird er bestraft werden. Jedenfalls wird es auf dem Wege der Gewalt nicht zu einer Auflösung der Kammer und auch zu keiner Verfassungsänderung kommen.“ Ein andres Regierungsmitglied erklärte sodann, daß es bereits zu einer

## Einigung mit den Albanesen

gekommen sei. Wertwärtigerweise verschwiegen der Minister aber, daß die Aufständischen, geführt von weuternden Offizieren, die Stadt Bitolina eingenommen und daß die türkischen Truppen dieser Stadt keinerlei Widerstand geleistet haben. Wenn man privaten Mitteilungen glauben darf, so zählen die Aufständischen und Reuter, die entschlossen sind, eine Verfassungsänderung durchzuführen und Neuwahlen zu erzwingen, zusammen über 50 000 Mann. Will der Kriegsminister diese alle bestrafen? Will er sie hindern, in Konstantinopel einzuziehen? Die nationalfremde Albanesen-Politik der türkischen Regierung und be-

sonders des jungtürkischen Komitees, hat diese Arde herausbeschworen, und niemand weiß, wie dieser nach europäischen Begriffen schier unfaßbare Aufruhr, der den Charakter einer Revolution trägt, enden wird. Westmann.

# Politische Rundschau.

## Deutschland.

\* Zur Durchführung der Reichsversicherungsordnung hat der preussische Handelsminister den Oberversicherungspräsidenten eine neue Verfügung zugehen lassen. Es wird darin betont, daß, nachdem durch die kaiserliche Verordnung von Anfang Juli die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die Ausgestaltung, Errichtung, Bereinigung, Auflösung, Schließung und Ausbeziehung der Krankenkassen und das Verfahren dabei, für die bestehenden Krankenkassen sofort in Kraft gesetzt sind, die entsprechenden Vorschriften des Krankenversicherungsgesetzes außer Kraft getreten sind. Es sind also nunmehr auch bei Vornahme von Organisationen der bestehenden Krankenkassen sowie bei Errichtung von Krankenkassen ausschließlich die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung zur Anwendung zu bringen. Dementsprechend sind die Landkrankenkassen und allgemeinen Ortskrankenkassen so zu errichten, daß sie am 1. Januar 1914 ins Leben treten. Ein früherer Zeitpunkt darf nicht gewählt werden, weil die materiell-rechtlichen Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die Krankenversicherung insbesondere auch über die Erweiterung der Versicherungspflicht erst zu diesem Zeitpunkt in Kraft treten. Andre Ortskrankenkassen als allgemeine Ortskrankenkassen können nicht mehr errichtet werden. Die bestehenden Orts-, Betriebs- und Innungskrankenkassen müssen bis zum 31. Dezember 1912 den Antrag auf Zulassung stellen. Die Zulassung ist mit der Wirkung vom 1. Januar 1914 ab auszusprechen. Bis zu diesem Zeitpunkte bleiben die bisherigen Satzungen voll in Geltung. Neue Betriebs- und Innungskrankenkassen können auch zu einem früheren Zeitpunkt als zum 1. Januar 1914 errichtet werden. Die Gemeinde-Krankenversicherungen müssen zum 31. Dezember 1913 geschlossen werden. Bis dahin bleiben die Bestimmungen des Krankenversicherungsgesetzes in Kraft.

\* Dem Reichstag wird in seiner nächsten Tagung ein Gesetzentwurf zur Regelung des Gerichtsverfahrens gegen Jugendliche zugehen. In ihm wird auch die Frage der Öffentlichkeit der Verhandlungen vor den Jugendgerichtshöfen eine den besonderen Anforderungen entsprechende Regelung erfahren. Eine solche Öffentlichkeit wirkt schädlich auf den Angeklagten, weil sie das Ehrgefühl durch die öffentliche Verhandlung abstumpft; vor allem aber können Jugendliche auch durch die Öffentlichkeit eines Verfahrens in ihrem späteren Fortkommen in einer Weise geschädigt werden, die mit der Bedeutung der Straftat in keinem Verhältnis steht. Aus diesen Erwägungen und Erfahrungen wird dem Gericht allgemein die Verneinung gegeben werden, in Verfahren gegen einen Jugendlichen die Öffentlichkeit ganz oder teilweise auszusprechen. Die Verneinung dürfte sich auch auf die Verurteilung des Urteils erstrecken, wofür jedoch ein besonderer Beschluß erforderlich sein soll.

\* In der Kommission des bairischen Reichsrats erklärte der Minister des Innern, Freiherr v. Soden, daß mit der grundsätzlichen Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister die bairische Regierung in völliger Übereinstimmung mit der preussischen Regierung stehe.

\* Der russische Oberleutnant Nikolski, der in Gemeinschaft mit dem Hauptmann Kosteiwitsch der Spionage beschuldigt wird, ist gleich diesem nach Leipzig abgeführt worden. Das Gericht von einer bevorstehenden Entlassung Kosteiwitsch' bestätigt sich nicht.

## Frankreich.

\* Marineminister Delcassé hat angeordnet, daß die Schießübungen, die das französische Mittelmeer geschwader am

Schluß der Manöver vom 30. Juli bis 3. August vornehmen sollte, unterbleiben sollen. Wie verlautet, ist der Grund dieser überraschenden Verfügung darin zu suchen, daß infolge der Gutachten über die Pulver-Explosion auf dem Panzerkreuzer „Jules Michelet“ Bedenken bezüglich der Pulvervorräte der Kriegsschiffe aufgetaucht seien. Das wirft auf die „Schlagbereitschaft“ der französischen Flotte, die Herr Delcassé wiederholt so sehr gerühmt hat, ein eigenartiges Licht.

## Holland.

\* Auf der Höhe von IJmuiden fuhr während der Nacht eine englische Flotte von 96 Kriegsschiffen durch die dort veranfertete Herings-Flottille und zerstörte sämtliche Netze. — Von englischer Seite wird behauptet, daß englische Schiffe nicht in Frage kommen können, da die Schiffe ihre Heimatshäfen nicht verlassen hätten. Da aber die Mehrzahl der deutschen Kriegsschiffe gegenwärtig in der Ostsee läßt, können sie unmöglich in der Nordsee gewesen sein. Holland wird sich also wohl an England halten müssen.

## Schweden.

\* Die russisch-schwedischen Beziehungen haben durch die stattgehabte Zusammenkunft der Herrscher eine erfreuliche Befestigung erfahren, und die von beiden Seiten gewünschte freundschaftliche Annäherung der Nachbarmächte scheint nunmehr zur Tatsache geworden zu sein. In Schweden, wo man seit der Broschüre des Forschungsfreisenden Sven Gebin über die angeblichen Absichten Rußlands (an der schwedischen Nordküste Land zur Anlage eines Hafens zu erwerben) beunruhigt war, haben die loyalen Erklärungen, die jetzt in den Schären von den russischen Staatsmännern in bezug auf die friedlichen Absichten der russischen Regierung und ebenso über die Bedeutung der russischen Flottenpläne abgegeben worden sind, durchaus befriedigend gewirkt, so daß angenommen werden kann, daß das gutnachbarliche Verhältnis der beiden Mächte gefestigt worden ist.

## Afrika.

\* In dem Gebiete des marokkanischen Hafens Agadir, der im vorigen Jahre im Interesse der dort lebenden Deutschen von einem deutschen Kriegsschiff besetzt wurde, ist es zu Kämpfen zwischen französischen Truppen und Eingeborenen gekommen. Nach ziemlich schweren Verlusten auf beiden Seiten blieben die Franzosen Herren der Lage. — Daß übrigens die Verurteilung des Landes noch immer Schwermertigkeiten macht, zeigt der Entschluß der französischen Regierung, neue Verstärkungen ins Scherifenreich zu entsenden.

# Die deutsch-englischen Beziehungen.

Der englische Premierminister Asquith hielt bei der Beratung des Staats des Reichsverteidigungsausschusses eine Rede, in der er u. a. auch die internationale Lage und die deutsch-englischen Beziehungen berührte. Dabei sagte er etwa: „Unsre internationalen Beziehungen werden jetzt ebenso wie für den größten Teil der letzten zehn Jahre nach vollkommen abgegrenzten und bestimmten Richtlinien geleitet. Sie sind während dieser ganzen Zeit weder nach rechts noch nach links abgewichen. Welches sind nun diese Richtlinien? Wir pflegen mit wachsender Herzlichkeit unsre besonderen

## internationalen Freundschaften.

Sie haben die Prüfung der Zeit, und zwar sowohl die Prüfung schlechten als auch guten Wetters bestanden, und ich sehe nicht an, zu behaupten, daß diese Fragen, die, wenn sie vor zehn oder fünfzehn Jahren aufgetaucht wären, die Ursache von Kriegen, möglicherweise von Misshandlungen und noch schlimmeren Dingen abgegeben hätten, glatt einer gegenseitigen gütlichen Verständigung gewichen und ohne Kränkung auf der einen oder andern Seite beigelegt worden sind. Über denken Sie an das, was mitunter von denen vergessen wird, die unsre auswärtige Politik kritisieren. Diejenigen Mächte, die mit uns in besonderen Freundschaftsbeziehungen gestanden haben und glücklicherweise noch stehen, sind die Mächte, mit

denen wir in verschiedenen Teilen der Welt in enge Verührung gebracht sind mit

## unendlichen Möglichkeiten,

wie die Vergangenheit gezeigt hat, nicht nur von Reibung, sondern auch von Gerechtigkeit und Freundschaft, wenn unsre Beziehungen eben nicht die wären, die sie sind. Zwischen uns und jenen Großmächten, mit denen wir ständig in enge Beziehungen gebracht werden, ist die Geschichte der letzten acht Jahre, wie ich mit Befriedigung feststelle, eine Geschichte des wechselseitigen Verstehens, des Freizeins von Reibungen und der wachsenden Herzlichkeit und Loyalität. Wenn ich sage, die Mächte, die glücklicherweise mit uns in diesen intimen Beziehungen stehen, so erkläre ich zugleich, wie ich schon mehr als einmal getan habe, daß unsre Freundschaft mit ihnen durchaus

## keine ausschließliche Freundschaft

ist. Ich sage es mit Überlegung, daß wir keinen Anlaß haben und, soviel wie ich weiß, keine Gelegenheit für einen Zwist mit irgend einem Lande in irgendeinem Teile der Welt. Wir bilden ohne den geringsten Argwohn und ohne Unzufriedenheit, im Gegenteil, mit Gleichmut und mehr als Gleichmut auf solche besonderen Unterredungen und Meinungsaustausche, wie sie z. B. zwischen Rußland und Deutschland stattgefunden haben. Unsre

## Beziehungen zu dem großen Deutschen Reich

sind in diesem Augenblick, wie ich mich freue, sagen zu können, Beziehungen vollkommener Freundschaft und vollkommenen guten Willens, und ich bin gewiß, daß sie wahrheitsgemäß bleiben werden. Lord Salisbury (der frühere Kriegsminister und jetzige Lordkanzler) machte im Anfang des Jahres in Berlin einen Besuch. Er trat in Unterredungen und Meinungsaustausche ein, die seither auf beiden Seiten im Geiste vollkommener Offenheit und Freundschaft fortgesetzt worden sind, und ich freue mich, sagen zu können, daß wir den Vorteil der Teilnahme des ganz ausgezeichneten Diplomaten haben, den Kaiser Wilhelm in dies Land gelandt hat. Ich sage, unsre Freundschaften sind in keinem Sinne ausschließliche Freundschaften, und das aus sehr guten Gründen. Das größte Interesse Englands ist der

## Friede der Welt.

Wenn unglücklicherweise hier, wie überall sonst, die Ausgaben für Rüstungen in beklagenswerter Weise wachsen, so gibt es keine Macht in der Welt, die nicht ganz genau weiß, daß, soweit wir in Betracht kommen und soweit wir gezwungen werden, an diesen Ausgaben teilzunehmen, wir keine Angriffszwecke verfolgen. Wir begehren keinen Gebietszuwachs. Wir haben weder den Wunsch noch stellen wir uns versucht, das Gebiet unsrer Verantwortlichkeiten irgendwie zu erweitern. Diese Verantwortlichkeiten erstrecken sich über die ganze Welt. Wenn wir gezwungen sind, die Fonds, die wir jetzt zur Erhaltung, insbesondere unsrer Abgewandtheit zur See verwenden, andern ergebigen, vorteilhafteren Zwecken zu entziehen, so wird diese Aufgabe von uns einfach als eine notwendige Versicherung der ungeheuren inneren und äußeren Interessen angesehen, deren getreue, wachsame Hüter Regierung und Parlament sind und sein müssen.“ — Der

## Eindruck dieser Rede

war ein ganz gewaltiger. Es war bekannt geworden, daß Asquith am Tage zuvor zugleich mit dem deutschen Botschafter Herrn v. Marschall und dem englischen Botschafter in Berlin eine Audienz bei dem Kaiser gehabt hat, und die Parlamentarier nehmen wohl mit Recht an, daß Asquiths persönliche Rede eine direkte Folge dieser Audienz ist. Der durch Churchill's Flottenforderung hervorgerufene Rüstungstaukel ist ein wenig gedämpft, die Besorgnis vor neuen Verwicklungen ist gemildert. Man wird trotzdem in Deutschland gut tun, Asquiths Worte als das einzuschätzen, was sie wirklich sind: der Ausdruck des Wunsches, das eigene Land und die Welt hinsichtlich der neuen Flottenforderung zu beruhigen.

# Durch eigene Kraft.

1] Novelle von Hans Lingg.\*

In Gasthofs „Zum Pelikan“ herrschte angestrichelte Ruhe. Der Keller ging auf den Beinen über den Korridor, die Mädchen sprachen mit gedämpfter Stimme. Das frühliche Leben in der Küche war verstummt, nur ein dumpfes, verhaltenes Geräusch schallte an die Ohren der Gäste, die ebenfalls ihre sonst so laute Geschäftigkeit zu mäßigen bestrebt waren. Ja selbst die Knechte auf dem Hofe verrichteten ihre Arbeit ohne das gewohnte Rufen und Schellen und wenn sie die Pferde schürten und zum Tore hinausführten, suchten sie angestrichelt jedes Geräusch zu vermeiden. Keiner hatte es ihnen verboten; sie wußten, daß es so sein mußte.

Der Pelikanwirt, Karl Wilde, war todkrank. Als die Birkin am frühen Morgen den Arzt fragte: „Wie sieht's?" da suchte dieser die Achseln und sagte: „Ich habe keine Hoffnung. Wenn der Kranke noch etwas zu bestellen hat, so möchte ich zur Eile raten. Aller menschlichen Voraussicht nach erlebt er den Abend nicht mehr.“

Das wußten die Knechte und Mägde. Dann und wann warfen sie wohl einen schenen, fragenden Blick vom Hofe aus hinauf nach dem dicht verhängten Fenster, hinter dem ihr Brotherr mit dem Tode rang. Sonst mochten sie ihn stets beneidet haben wegen seines Reichtums; heute freuten sie sich doppelt der hellen Sommer-

\*) Unberechtigter Nachdruck wird verfolgt.

lonne, die wärmend und reifend auf die fruchtbeladenen Bäumen des Gartens herabhielen. Davon sah der dort oben nichts mehr. Er war ein armer, bedauernswerter Mann, der reiche Pelikanwirt.

Auch unter den Einwohnern der Stadt erregte der Zustand des Kranken allseitige Teilnahme. Wo zwei oder drei Personen beisammen waren, erzählte man sich von den Kindern beider Ehen Karl Wildes und wie es wohl nach dem Tode des Pelikanwirts mit diesem weit ausgebeulten Besitz kommen werde. Man fing logar an, den Gasthof und die Ränderen zu vertellen, wobei man nicht vergaß, der Witwe einen anständigen Anteil zukommen zu lassen, abgesehen davon, daß die beiden Kinder aus Wildes erster Ehe nicht verbleiben dürften. Doch, meinte man, werde sie ihrem Zahlaus nicht entgehen; es möchte sonst keinen Gott im Himmel geben. Wohl sei der Pelikanwirt ein alku gutmütiger, schwacher Mann gewesen, was niemand, selbst sein bester Freund nicht, leugnen könne; aber standhaft sei es und unmensächlich, die Schwäche des Mannes nach Nachteil seiner Kinder aus erster Ehe so anzubedenken, wie es die zweite Frau getan habe.

Während so die teilnehmenden Mitbürger das Testament des Kranken machten und über ihn und seiner Frau zu Gericht saßen, schlich Karl, der älteste Sohn des Pelikanwirts, schweren Verzens zum Krankenzimmer hinauf. Er war ein hochgewachsener, kräftiger junger Mann von zwanzig Jahren. Dunkles, lockiges Haar fiel auf seine Stirn hernieder, sein Gesicht hatte regelmäßige, einnehmende Züge, aus denen

Offenheit und Gutmütigkeit sprachen, aber um den Mund ging ein Zug von Entschlossenheit und Leidenschaftlichkeit, den er nicht von dem ruheliebenden und willenlosen Vater geerbt haben konnte.

Der junge Mann schien noch auf der Treppe zu überlegen, ob er weitergehen oder umkehren solle. Aber plötzlich entschlossen, ging er hinauf, schlich auf den Beinen zur Türe des Krankenzimmers und klopfte leise an.

Die Tür wurde ein wenig geöffnet, und durch die Spalte sah das Gesicht einer älteren Frau. Es lag etwas Raubvogelartiges in den Zügen des Weibes, was dem Gesicht einen unsympathischen, abstoßenden Charakter gab.

„Was willst du?“ fragte sie laut und ärgerlich, als ob sie allein nicht nötig hatte, auf den Zustand des Kranken Rücksicht zu nehmen.

„Laß mich ein!“ bat der junge Mann. „Du weißt, daß es der Arzt verboten hat, den Vater zu hören.“

„Es ist keine Störung, wenn der Sohn nach dem Vater verlangt. Ich bitte dich, um Gottes willen, Mutter, laß' mich nur auf einige Augenblicke zu ihm! Seit drei Tagen habe ich ihn nicht sehen dürfen!“

Aus dem Zimmer drang ein laanger, schmerzvoller Seufzer. Karl drängte die Tür ein wenig zurück. „Du läßt ihn sterben, ohne daß ich von ihm Abschied genommen habe!“ rief er schmerzlich. „Sterben?“ antwortete seine Stiefmutter höhnend; „seht den Sohn! Er kann den Tod des Vaters nicht erwarten!“

Eine zornige Röte stieg in das Gesicht des jungen Mannes und, seine Rechte drohend erhebend, rief er:

„Mutter! Wie willst du das vor Gott und den Menschen verantworten! Ist es nicht genug —“

Ein heftiger Stoß in die Seite schleuderte ihn weg von der Tür, die sofort zugeschlagen und von innen verriegelt wurde.

Karl stand einen Augenblick lautlos, als ob er das Ungeheure nicht zu fassen vermochte. Dann drang ein Strom von Tränen aus seinen Augen und langsam stieg er die Treppe wieder hinunter.

Im Hausflur begegnete ihm sein Stiefbruder Paul, ein fünfzehnjähriger Knabe, der atemlos zur Haustür hereinkam.

„Sie werden gleich kommen!“ rief er Karl zu.

„Wer?“ fragte dieser.

„Der Notar und sein Schreiber. Vater will sein Testament machen.“ Damit eilte Paul die Treppe hinauf.

Das Testament! Ein jäher Schreck durchriefelte Karl; er erbläute und lehnte sich einen Augenblick an das Treppengeländer.

Sorge, innige kindliche Sorge um des Vaters Leben war es bis jetzt gewesen, was sein ganzes Sinnen erfüllte. Nun auf einmal stieg noch eine andre Sorge schwarz und drohend in seiner Seele auf.

Er eilte in die Küche, wo Glise, seine Schwester, beschäftigt war.

„Einen Augenblick!“ bat er, und da sie sich nicht genug zu beilen schien, sagte er sie am